

Passion in Bern [Fortsetzung]

Autor(en): **Laedrach, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **29 (1939)**

Heft 6

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635882>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

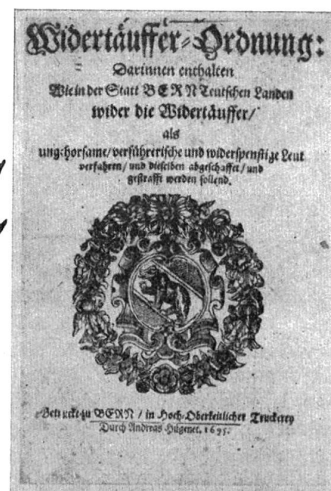


Passion in Bern

Ein Täuferroman

von

Walter Laedrach



Copyright 1938, Eugen Rentsch-Verlag, Erlenbach

4

Vom „Kleegarten“, seinem Gehöft, in der Gegend von Sumiswald, sieht Flückiger einen Uniformierten bergauf steigen. Seine Frau gehört der verfeimten Täufergemeinde an; sie fürchtet Verfolgung und verbirgt sich in einem geheimen Gelaß Flückiger selber zählt sich zur rechtmäßigen Kirche; dadurch hat sich ein Graben im Familienleben aufgetan — Jener Uniformierte war aber kein „Täuferjäger“: Peter Hertig war es aus Frankreich zurückgekehrt. Durch seine Brudersfrau wird er aber schon am nächsten Tag aus dem väterlichen Haus vertrieben und findet für den Winter im „Kleegarten“ Aufnahme. Im Frühjahr wird er vom Pächter des Benners von Willading, von Bern, in Dienst genommen; auf dem Wilhofe sieht er dann auch den Obersten von Erlach wieder, der in Frankreich sein Leutnant war. Er war katholisch geworden, um eine Französin heiraten zu können; nach einem Jahr hatte er diese wieder verlassen, und die Wut des Schwiegervaters hatte da als, unschuldigerweise, Peter Hertig getroffen. Nun ist von Erlach mit der Tochter von Willadings verheiratet.

„Papa“, sagte vor dem Souper der Herr Oberst, „ich habe beim Herritt gesehen, daß Euer Garten seit dem letzten Jahr allerlei vorteilhafte Aenderungen erfahren hat, ich möchte die gerne noch ansehen. Ich gehe ein paar Schritte auf und ab, der Albert kann mit mir kommen, nach der langen Fahrt tut ihm die Bewegung gut. Er schläft nur besser heute Nacht, und wir haben Ruhe vor ihm, wenn es vor meiner Abreise noch allerlei zu besprechen gibt.“

„Schön“, sagte der Benner, „ich komme euch später nach, ich muß zuerst in der Gutsrechnung etwas nachsehen.“

Der Oberst trat in den Garten, denn als Herr von Rümlichen interessierte er sich dafür und hatte Sinn für jede Anlage, die den Wohnraum ins Freie hinaus erweiterte und das Herrenhaus mit der Landschaft verband. Gartenpavillon und Tagungsdecke, künstliche Grotten und Wasserkünste, weite Rasen, die der Hausfront erst das herrschaftliche Gepräge gaben, das verstand er zu schätzen und zu beurteilen. Sein Traum war, selber einmal einen Landsitz einzurichten, den Kenner mit Recht ein bernisches Versailles nennen dürften.

Wie er über die Terrasse schritt, um zum Gartensaale zu gelangen, kamen von der andern Seite her zwei Arbeiter mit einem Lorbeerkübel, den sie aus dem Blumenhause trugen, damit er den Sommer hindurch wieder die Terrassenecke ziere.

Gerade vor dem Oberst stellten sie den schweren Stock ab. Wortlos wollte der eine Träger verschwinden, der andere aber blieb stehen und schaute dem Offizier ins rote Gesicht und öffnete den Mund, ohne ein Wort herauszubringen, so hatte ihn die Verwunderung gepackt.

„Der Herr Hauptmann von Erlach“, entfuhr es ihm endlich, „fast habe ich Euch nicht wieder erkannt.“

„Oberst von Erlach“, korrigierte der Patrizier, „aber wo habe ich Dich denn gesehen?“

„Besinnt Ihr Euch denn nicht mehr an den Peter Hertig?“

Der Oberst runzelte unwillig die Stirn.

„... der Eure Briefe nach Perpignan ...“

Eine jähe Röte stieg im Antlitz des Obersten auf.

„... zu Eurer Frau, der ...“

„Halt's Maul, du Canaille, du Lügenhund, du Schelm!“ und mit der Reitpeitsche, die er noch bei sich trug, schlug er dem Ahnungslosen übers Gesicht daß ihm vom linken Ohr über die Nase ein rotes Malzeichen aufwuchs. „Noch ein Wort, und der Dittlingerturm ... Pack Dich, ... das Schallengerwerk ...“

Der Oberst stotterte noch, als der Bursche schon entsezt geflohen war, erst hilflos die Richtung verfehlend, aber dann doch dem Pächterhaus zuwendend.

Der Oberst schritt erregt im Garten auf und ab. „Daß doch ... Raum hat man die Offiziere, die schwachen wollten, in Holland versorgt, so muß schon wieder ein solches Scheusal auftauchen! Verdammt, doch dem will ich, der ist zu wenig schlimm. Was tu ich? Als Schelm bezeichnen, dann flieht er und schweigt.“

Nach einer Weile schritt der Oberst rasch dem Pächterhause zu. „Ihr habt einen schönen Schelm im Haus“, fuhr er den Pächter an, „ich habe den kennen gelernt in Frankreich, in meiner Kompanie. Wäre er nicht entwischt, erschossen hätte man ihn dort. Keinen Augenblick behaltet den im Haus, wenn Euch das Leben hier noch lieb ist. Schämt Ihr Euch nicht, ein solches elendes Subjekt ...“

„Es ist mir leid, Herr Oberst, das habe ich nicht gewußt. Er muß sofort aus dem Haus; er bleibt keine Nacht mehr hier, oder soll ich ihn einsperren, bis ihn die Polizei übernimmt?“

„Nein“, fuhr der Oberst auf. „Für den ist unsere Polizei zu aut; aber auf unsern Hof gehört ein solches Pack nicht, verstanden!“

Der Oberst verließ das Pächterhaus. „Nur nichts merken lassen“, dachte er. „Der Bursche ist erledigt und schadet nicht mehr. und morraen reise ich hinab in den Krieg. Da soll mir einer herankommen!“

Aufrecht schritt er durch den Garten, mit wieder besänftigter Stimme hie und da ein Wort an seinen Annaen richtend.

„Schau den schönen Teich und die Karnfen drin. die aroken; und dann kommen so müße Menschen hier herein, aber man muß sie fortkaen. diese Elenden!“

Einen Augenblick später stand der Pächter vor dem Geschlaenen. „Pack zusammen und aeh, ich kann keinen brauchen, der der Herrschaft nicht anständig ist, und ...“, er besann sich ein wenig. „... einen Schelm schon gar nicht!“

„Schade“, fuhr er nach einem Augenblick fort, „arbeiten konnteest, aber eben ... Da ist dein Lohn, und wenn es an der Kirche fünf Uhr schlägt, so bist du nicht mehr da. Wenn ich

raten kann, so geh, bevor der Benner auch noch kommt; sein Pfeffer wäre noch der schärfer!"

"Aber ich habe doch gar nichts gemacht, ihm nur gesagt, ob er sich nicht an mich besinne, ich hätte ja in Frankreich seiner Frau . . ."

"Seine Frau war gar nie in Frankreich."

"Nicht diese, er hatte doch dort eine andere!"

"Jetzt glaube ich auch, daß es bei dir nicht richtig ist und dir wohl gar im Kopf fehlt; du wirst eine Dummheit gesagt haben, daß er dich geschlagen hat."

"Keine Dummheit, nur die Wahrheit."

"Die Wahrheit oder was uns als Wahrheit erscheint, ist manchmal die größte Dummheit! Und jetzt geh, helfen kann ich dir doch nicht. Wenn's dir aber hier oben fehlt, so ist mir lieber, das Grauholz sei zwischen uns beiden; und nun vorwärts, ich will nicht deinetwegen noch Unstände haben!"

Begütigend fügte er bei: "Daneben warst mir recht, schade, daß du früher nicht immer so gut getan hast wie hier."

Damit ließ er ihn stehen, und Peter, der trotz Born und Empörung erkannte, daß für ihn nichts mehr zu hoffen war, nahm das Geld, packte ein und ging.

Wenn einer erlebt, was ein Peter Hertig, dann wird es dunkel um ihn. Er verzweifelt an Gott und an den Menschen. Daß ihm Unrecht geschah, weil sein Gegner ein noch viel größeres Unrecht verdecken wollte, ahnte Peter; aber wie er das Unrecht des Obersten und sein eigenes Recht an den Tag bringen sollte, das wußte er nicht. Mit allem, was er gelernt hatte, konnte er einfach nicht begreifen, daß es seinem Gegner voller Unrecht gut und ihm selber ohne Verschulden so schlecht gehen sollte.

Es mußte zweierlei Sorten von Menschen geben, solche, die tun durften, was sie wollten, bei denen alles recht war, und dann solche, die tun konnten was sie mochten, und immer im Unrecht waren. Die ersten waren oben auf und konnten regieren und die andern mit Füßen treten, die zweiten mußten für sie ausfressen, wie er jetzt schon zum zweiten Male dieses Herrn von Erlach wegen.

Jetzt war es genug, er wollte ihm auslauern hinter der Haustür und ihn niederstechen wie einen Hund. Gleich aber erkannte er das Unsinnige des Gedankens. Bei welchem Tore würde er ihn finden? Was würde er allein gegen den starken Mann ausrichten können?

Nein, das einzige war jetzt die Flucht; denn daß ihm etwas Böses warte und die Angelegenheit noch nicht beendet sei, das ahnte er.

Mit zerrissenem Herzen wandte er sich den Emmentaler Hügeln zu. Mit einbrechender Nacht war er in Krauchthal und drei Stunden später stand er auf seiner Egg.

Schwarz war der Himmel, kein Stern glänzte, aber in seinem gleichfalls düstern Innern funkelte doch noch ein Sternlein, das Breneli im Kleearten am Waldrand.

Wenn jemand einen Trost geben konnte in seinem Unglück, so war es das gute Kind, das alle Tage beim Seidelbast nachschaute, ob es dem fernen Liebsten gut gehe, und das gewiß seit langem gesehen hatte, daß die versekte Pflanze nicht Wurzel fassen konnte.

Hier durfte er Einlaß verlangen; hier war man gewohnt, die verfolgten Lehrer der taufgesinnten Gemeinde zu jeder Nachtzeit aufzunehmen und zu verbergen. Hier, und nicht nur hier, sondern an unzähligen Orten auf der Egg war man jederzeit bereit, einen von der Regierung verfolgten aufzunehmen, denn heute war es der Bruder, morgen konnte man selber in der gleichen Lage sein, und jedes Kind kannte noch die Verstecke der Flüchtlinge im Bauernkrieg und verriet sie keinem Fremden.

Breneli hatte schon lange kopfschüttelnd vor Peters Sträucher in der Gartenecke gestanden. Fröhlich hatte dieses erst weiter geblickt; aber dann war ein Stillstand eingetreten, und trotz aller Pflege hatte es zu wellen begonnen.

"Es geht Peter nicht gut", klagte es für sich, und als eines Tages der Lehrer Bedi wieder erschien und um Aufnahme bat, er müsse für ein paar Tage verborgen sein, die Verfolgung sei wieder ausgebrochen, da stunden alle mit schwerem Herzen des Morgens auf, und die Sorge wollte nicht von dem Hause weichen.

Tagsüber war der Lehrer in der Hinterstube versteckt, wo man der vielen Kesten wegen nicht hineinschauen konnte; dort las er in seinen Büchern und überdachte seine Predigten. Wenn er aber eine fremde Stimme hörte, so verschwand er im geheimen Versteck, wo er des Nachts auch schlief.

Und nun klopfte es wieder in tiefer Nacht schüchtern ans einsame Häuslein im Kleearten. So leicht die Hand auch klopfte, Frau Anna hörte es doch.

"Vater", sagte sie, "stehe auf, es ist einer da."

"Will man den Lehrer holen?"

"Nein", sagte die Frau, "wer so leise klopft, hat nichts Böses im Sinn, der ist selber in Not!" Ihr Ohr war durch all die Jahre sicher geschult. "Du kannst ruhig nachsehen, was er will."

Der Bauer stand auf, zog sich an und ging in die Küche hinaus, um die Haustüre zu öffnen. Leise fragte er durch die Türspalte: "Wer ist da?"

"Ich bin da, der Peter."

"Du, um Mitternacht?"

Es war gut, daß es ganz finster war, sonst hätte der Bauer dem Eintretenden nicht geglaubt, daß er der Peter sei. Der Peitschenhieb hatte sein Gesicht anschwellen lassen und zur Unkenntlichkeit entstellte.

Er trat ein und setzte sich auf die Steinplatte vor dem Herd. "Laß mich nur hier liegen über Nacht, an einem Ort, wo nicht jeder Stein falsch ist."

"Was ist mit dir?" fragte Flückiger ängstlich, und steckte einen Span in die Herdglut, um die Öllampe anzuzünden.

"Um Gottes willen, wie siehst du aus, was hast du erlebt?"

"Wieder den Hauptmann von Erlach; aber jetzt ist er Oberst und um soviel schlimmer. In Frankreich wurde ich feinetwegen zum Krüppel, und hier will er mich fertig umbringen!"

Er hat hier eine andere Frau und Kinder, die hab ich gesehen, und das war zuviel."

"Die Schlechtigkeit", stieß Flückiger knirschend hinaus, "man möchte lieber nicht mehr auf der Welt sein." Unterdessen waren auch Frau Anna und Breneli aufgestanden, verhängten das Küchenfenster mit einem schwarzen Tuch und grüßten den entstellten Gast.

"Wie siehst du aus?" rief die gute Frau. Mit leichter Hand legte sie ihm ein ölgetränktes Tüchlein über die brennende Wange und das geschwollene Auge und machte ihm einen Verband.

Jetzt löste sich Peters Schmerz, und mit dem Nachlassen des Schmerzes rannen ihm die Tränen, die Tränen eines in seiner Menschenwürde Tiefverletzten, der an Gott und der Welt zu zweifeln beginnt, aber doch wieder ein Lichtlein aufflammen sieht.

Still, und an seinem Schmerz teilnehmend, schauten Hans Flückiger und seine Frau und seine Tochter auf ihren späten Gast, der den Kopf mit beiden Händen verhüllte und sich dem Schmerze hingab.

Da tönten plötzlich aus der Wand heraus die Worte: "Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden, denn das Himmelreich ist ihr. Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden."

Peter, siehst du denn nicht, daß die Welt dich zurückstößt? Sie will dich nicht als Soldat, sie will dich nicht unter den Weltkindern, sie schickt dich zu uns in die Einsamkeit der Berge, zu der verborgenen Gemeinde der Taufgesinnten. Die nimmt dich auf, wie eine Mutter das verstoßene Kind aufnimmt in ihre Arme."

Peter schaute auf: "Wer ist's?"

Frau Anna lächelte selig: „Kennst du die Stimme nicht? Du hast sie letzten Winter auch gehört und wirst sie wohl jetzt immer hören.“

Nun trat der Lehrer, der unterdessen sein Versteck verlassen hatte, auch in die Küche heraus.

„Peter, du weißt jetzt, was Leiden heißt, du hast schon viel erlitten; aber einer ist, der verwandelt das tiefste Leid in die größte Freude, und der das tut, ist Christus, der Sohn Gottes, und der ruft dich und will dir dein Leid tragen helfen. Siehst du deinen Weg und deine Bestimmung noch nicht? Komm in unsere Gemeinde, in der kein Falsch ist.“

In der Welt hast du Angst, aber Gottes Sohn und seine Gemeinde haben die Welt überwunden.“

Diese Worte waren für den geschlagenen Peter wie Wasser für einen Durstenden.

Mit dem gesunden Auge schaute er den bärtigen Lehrer groß an, dann drückte er ihm die Hand.

Darauf gab ihm der Diener Gottes den Bruderkuß auf die heiße Stirne, und Peter wurde es auf einmal leicht ums Herz. Er spürte den Frieden und die Ruhe, die von dem seltsamen Manne ausgingen, und in diesem Frieden wurde er still. Das Herz schlug ruhig, der Kopf schmerzte nicht mehr, der Haß fiel von seinem Herzen wie die Eiszapfen in der Sonne von der Dachrinne fallen, und es war ihm, wie wenn er ein verirrtes Schaf gewesen, das sich endlich zu seiner Herde zurückgefunden.

Wie eine Priesterin zum Altare tritt, so ruhig und würdevoll brachte Frau Anna einen Krug mit Wein und stellte ihn auf den Tisch. Dann zog sie die Tischlade und nahm einen duftenden Brotlaib heraus. Der Lehrer aber fiel auf die Knie und faltete die Hände zum Gebet:

„O, Herr, du allmächtiger Gott und lieber Vater, zu dieser Zeit sind wir in deiner Gegenwart versammelt, das selige Gedächtnis des gebrochenen Leibes und vergossenen Blutes deines Sohnes Christi zu unterhalten und dieser seligen Gemeinschaft zu genießen.“

O Herr, laß doch unsere hungrige Seele durch deine Gnade und Gabe des heiligen Geistes durch dies Abendmahl also gespeist werden mit dem Leibe und Blut deines geliebten Sohnes, auf daß er in uns und wir in ihm bleiben mögen, auf daß sein bitter Leiden für uns nicht vergeblich möge geschehen sein, und wir durch Christum mit dir ewig leben mögen. Amen.“

Tiefe Stille folgte diesen Worten. Dann stand der Lehrer auf, goß einen Becher voll Weins, trank davon und reichte ihn dem Geflüchteten, dann Frau Anna und ihrem Manne und der Tochter. Darnach reichte er das Brot, und wiewohl Peter nur einen kleinen Bissen genoß, fühlte er sich gesättigt, und tiefer Friede füllte aller Herz.

„Du gehst hinauf in die Kammer, wo du früher warst, und der Herr segne deinen Eingang“, sprach Frau Anna.

Dann gingen alle zu Bett und löschten das Licht, und ein leichter Nachtwind wachte allein um das einsame Haus.

Dann folgten stille Tage, in denen Peter dem Lehrer lauschte, bis er endlich um die Taufe bat, die ihm nicht versagt wurde. Damit war er eingetreten in die verborgene Gemeinde der Taufgesinnten.

Der alternde Lehrer Zedi, der nicht mehr gut zu Fuß war und oft Mühe hatte, sein kleines Bündel zu tragen, war froh über den treuen Gefellen, der ihn begleitete auf seinen nächtlichen Gängen, der ihm die wenigen Kleider und Bücher nachtrug, der seinen erlöschenden Augen in der Dunkelheit den Weg wies, auch Botengänge da- und dorthin übernahm.

Peter aber war es wie einem, der aus einem fremden und unheimlichen Walde heraustrat in ein gastfreundliches Haus, als er aufgenommen wurde in den Kreis der stillen Brüder und Schwestern, die ihre geheimen Zusammenkünfte nur ansahen als Stärkungen auf dem Wege in ein besseres Jenseits und deswegen in allen Gefahren und Nöten, die sie umgaben, die stille Freude auf das kommende Reich nicht verloren.

Der Benner will Schultheiß werden und Bern groß machen, und ein Landvogt sorgt sich um seine Wahl.

Der Benner Willading suchte seinen Schwiegersohn im Garten auf, sobald er mit seiner Rechnung fertig geworden war. Er fand ihn seltsam aufgeregt, unruhig auf- und abschreitend, oft gedankenlos ins Leere starrend. „Bist du schon im Felddienst?“, neckte er. „Ich glaube nicht, daß gegenwärtig Grund sei, sich zu beunruhigen. Die Nachrichten aus den Niederlanden lauten günstig, die Engländer bringen Schiff um Schiff herüber, und bald wird man von ihnen zu hören bekommen, die machen Ihrer allerchristlichen Majestät bald viel zu schaffen; und im Süden greift Prinz Eugen ein, daß es eine Freude ist, und der König kaum mehr weiß, wo er sich wehren soll. Ich denke, daß die Schweizer am Rhein nicht sehr beunruhigt werden und dir ein stiller Sommer wartet.“

„Es kann sein“, gab der Oberst zu, „aber der Krieg ist unberechenbar.“

„Gerade weil ich das weiß, mußt du auf deinem Posten bleiben; du vergiffest doch nicht, was für unsere Stadt und Republik auf dem Spiele steht!“

„Nein“, sagte der Oberst; „aber wenn man seit mehr als zwanzig Jahren eigentlich nur über Weihnachten und Neujahr aus dem Pulverdampf herauskommt, so erhält man nach und nach genug und beginnt die Schönheiten eines Landstükes zu schätzen.“

Ich muß gestehen, ich bliebe lieber noch eine Weile bei Euren Hyazinthen und Tulpen, als daß ich mein langweiliges Quartier am Rheine wieder aufsuchte.“

Fast neidisch wies er mit dem festen Rinn auf ein Blumenbeet, das aus dem Rasen des Parkes herausgehoben, die schönsten holländischen Tulpen im weichen Winde ihre Blütenbecher schaukeln ließ.

Ihr Besitzer schaute sie zärtlich an. „Gewiß“, sagte er, „sie sind schön, sie sind mein Stolz; aber um sie in Ruhe genießen zu können, steht uns noch ein harter Kampf bevor, und den fechten wir nicht nur mit unsern Kanonen aus. So wichtig als diese sind unsere Informationen, die wir aus der ganzen Welt haben müssen, und wo bekämen wir die besseren als von dir in deiner Stellung als Oberst und baldigem kaiserlichen General des Heiligen Römischen Reichs?“

Der Benner schwieg plötzlich, denn auf dem weichen Rasen vor ihm erschien das lieblichste Bild.

Im vollen Glanz der späten Nachmittagssonne tummelten sich die Großkinder, der gesundheitspralle Friedrich Albert und die rosigten Schwesterchen, mit einem weißen Muttertschaf und dessen tollpatschigen Lämmlein, die hoch aufsprangen und bald den Kopf und bald die Hinterfüße drollig in der Luft herumwarfen.

Das lachte und schäkerte und blökte durcheinander und trabte unsinnig hin und her, daß plötzlich des Großvaters Stimme erschrocken dazwischen tönte: „Halt, halt, Kinder, nur nicht gerade mit dem ganzen Menuett in meine Hyazinthen!“

Da der Schreckensruf aber nichts nützte und die Gefahr allzu groß wurde, blieb dem Obersten nichts anderes übrig, als selber in das Lämmerhüpfen einzugreifen und die wilde Gesellschaft auf die andere Seite zu verscheuchen, wo es nichts zu verderben gab.

„Da kann man im tiefsten Frieden außer Atem kommen“, lachte er, als er zum Benner zurückkehrte; „ich glaube, seit meinen ersten Kasernenjahren bin ich nie mehr so würdelos herumgerannt!“

„Würdelos findest du das? Nein, würdelos ist's nicht, wenn einer seine gefunden Glieder zu einem vernünftigen Zweck braucht; würdelos ist's aber, wenn einer sie nicht braucht!“

Würdelosigkeit liegt eher in der Unbeweglichkeit; würdelos ist's, sich alles gefallen zu lassen, und würdelos ist unsere stolze Republik Bern, die seit zweihundert Jahren von unsern katho-

lischen Miteidgenossen alles himnimmt, ohne sich dagegen zu wehren! Und dabei stellen wir vierzigtausend Mann ins Feld.

Nein, mein Lieber, da haben wir eine Würdelosigkeit, aber länger will ich sie nicht mehr ansehen, und wenn ich das Leben habe und Frau Fortuna nicht ganz untreu wird, so soll sich das Blatt noch einmal wenden!

Und wann wäre der Augenblick günstiger als gerade jetzt? Seine allerchristliche Majestät, der katholische König Ludwig XIV. von Frankreich seit Jahren im Krieg mit dem katholischen Kaiser; und sie geben sich soviel zu schaffen, daß keiner eine Hand frei hat, wenn wir geschwind unsere Mannschaft gegen die Freien Aemter ziehen lassen, um unsere Verbindung mit Zürich samt dem Aargauer Landfrieden zu verbessern!

Wenn es richtig gemacht wird, bekommen wir diesmal die Kriegskasse, die wir vor fünfzig Jahren bei Willmergen verloren haben, mit Zinsen zurück!

Der Oberst lachte: „Ich glaube nicht, daß sich die Bernertaler in den innern Ländern verdoppelt haben; den Zins würde ich den Leuten schenken und froh sein, wenn das andere gerät!“

„Eben, damit dies gerät, und es gerät gewiß, müssen wir es im richtigen Zeitpunkt anfangen, wenn der König und der Kaiser beide kriegsmüde geworden sind und keine Leute mehr haben, um ihren Glaubensbrüdern um den Vierwaldstättersee zu helfen!“

Wer aber kann die Kriegslage besser überblicken als du in deiner Stellung?

Gewiß ist das Ringen noch nicht fertig; es wird schon noch eine Weile gehen, bis die neuen Truppendestinyen in Italien und am Rheine sich auswirken; aber vielleicht ist's gut, wenn es sich noch etwas in die Länge zieht. Wer weiß, unterdessen hört vielleicht der alte Schultheiß Sinner auf, mit dem Tode Verstecken zu spielen, und . . . bei der letzten Wahl fehlten mir zwei Stimmen. Es könnte sein, daß es diesmal . . . Und glaube mir, wenn ich an der richtigen Stelle deine richtigen Nachrichten habe, dann wird Bern groß, dann bekommt es den Platz an der Sonne, den es verdient, der ihm gebührt; und was gibt es Schöneres für einen Mann, als sein Land groß zu machen!“

Die beiden schwiegen eine Weile, dann fuhr der Berner fort: „Gedulde dich noch eine Weile, dann wird unser Lohn, dann wird dein Lohn groß sein!“

Schon ist ein Apfel reif, denn wenn nicht alles im letzten Augenblick noch krumm geht, so ratifiziert Ludwig XIV. die Investitur des Preußen in Neuenburg, und gehört Neuenburg einmal zu Preußen, so bringen wir es noch an die Eidgenossenschaft, denn Preußen ist zu weit weg, als daß es für alle Zeiten Wert auf das kleine und abseitige Land legte. Hätten es aber die Franzosen geerbt, dann hätten wir das Nachsehen für immer, dann wäre es mit ewigen Ketten an den Koloß geschmiedet.

Daß es aber der Ludwig erhalten hätte, der unsere reformierten Glaubensbrüder malträtiert und auf die Galeeren schießt, das hätte ich nie verwunden.

Aber nun können wir wohl auch bald an das andere denken, die Abrechnung. Also, ich zähle auf dich!“

„Gewiß, Papa“, sagte der Oberst, „an mir soll's nicht fehlen, und was ich überblicken und vernehmen kann, das sollt Ihr jederzeit zu wissen bekommen!“

Der Oberst war abgereist, und der Berner Johann Friedrich Willading war nach Bern zurückgekehrt und ließ seine Tochter mit den Großkindern auf dem Wilhof zurück.

In diesen unruhigen Zeiten war es nicht möglich, lange vor der Stadt fernzubleiben, und erst recht nicht, wenn man nicht wußte, wie lange der fünfundsechzigjährige Schultheiß Sinner die Last des Amtes tragen würde.

Richtig vernahm man, der Schultheiß sei krank, schwer krank. Ein söhnwarmer Apriltag hatte ihn zu einem Ritt nach Köniz verlockt; eigentlich war er mehr dem kleinen Schimmel zuliebe vor die Stadt hinaus geritten. Das treue Tier, das ihn

so oft nach Neuenburg oder nach Marau getragen, hatte in seinem engen Stall an der Juntergasse gemerkt, daß der Frühling draußen eingezogen war und machte seinen Herrn mit ungeduldigem Wiehern und Scharren und mit seinen sprechenden Augen darauf aufmerksam, so daß er nicht widerstehen konnte und dem bettelnden Kopf zusagte: „Ja, Schimmelchen, wir gehen noch einmal. Nicht zu weit, ich mag nicht mehr recht und du auch nicht, aber versuchen wir es heute.“

Dann ritten sie unter einer glänzenden Sonne zur Stadt hinaus, nach dem Landvogteischloß von Köniz und weiterhin ins Gurtental, wo sich der Schultheiß an den grünenden Lärchen freute, die hell aus dem noch braunen Buchenwald heraus leuchteten.

Aber dann brach plötzlich über den Ulmizberg herab ein harter West mit kalten Regenschauern, der den alten Reiter unfreundlich heimschickte.

Fröstelnd kehrte er nach der Stadt zurück; der heiße Döle, den er trank, vermochte ihm keine Wärme mehr zu geben, und zähneklappernd mußte er zu Bett.

Es war nicht das erstemal, daß er schwerkrank war; aber mit jedem Male wurde das Fragen in den Gassen der Stadt größer und drückender: „Ilebersteht er es noch, oder wer wird an seine Stelle treten?“

Der Berner Willading ging von seinem Kabinett im Hinterhaus nach der Küche.

„Barbara“, rief er, „was gibt's heute, bei dem frostigen Wetter? Es ist so unfreundlich, daß man einbeizen und mit einem guten Braten die Frühlingskrankheiten vertreiben muß. Und daß Ihr mir gehörig Majoran dran tut, der erwärmt bis ins Innerste. Der Schultheiß Sinner wäre kaum so schlimm dran, wenn er besser aufgepaßt und eine bessere Köchin gehabt hätte!“

Barbara strahlte. „Ihr sollt zufrieden sein, gnädiger Herr; der Braten wird gut, und ich will so viele Kräuter dran tun, daß Ihr meint, die Hize von allen ennetbirgischen Vogteien auf der Platte zu haben, das vertreibt den Husten und den Katarrh. Und welchen Wein soll ich bringen?“

„Der gewöhnliche tut's heute; aber jetzt schickt mir noch den Christen zu des Schultheißens Kutscher; er soll dort einmal im Vorbeigehen fragen, wie es seinem Herrn ergehe. Er kann dies besser als ich tun; denn gehe ich selber, so meint man, ich möge nicht warten.“

„Gut, ich will es ausrichten.“

Der Berner kehrte in sein Kabinett zurück und überlegte, ob er nicht in der Kanzlei des Rathauses nach dem Befinden des hohen Kranken fragen wolle.

Während er noch darüber nachdachte, erklang die Hausglocke, und an der Stimme im Hausflur erkannte er zu seiner Verwunderung den Herrn von Riggisberg, den Herrn Johann Rudolf von Erlach, seinen Gegenschwäher, der gerade Landvogt von Mündenchuchsee war. Was mochte den wohl herbeiführen? Gewiß kam er nach der Stadt, um sich nach dem Befinden des erkrankten Freundes zu erkundigen, der ihm besonders nahe stand, da er im gleichen Alter mit ihm war. Er trat ins Treppenhaus hinaus, um den Gast zu empfangen:

„Was gibt's Gutes, was führt dich her? gewiß wirst du angelockt von meinem Braten, den ich heute besonders gut befohlen habe“, scherzte der gesundheitsstrahlende Berner.

Der Landvogt aber blieb ernsthaft und schaute besorgt drein. „Nein, schlechte Post!“ sagte er.

„Ist der Schultheiß schlimm dran, hast du etwas Neues vernommen?“ „Ja, es steht schlimm; aber hoffentlich übersteht er es noch einmal, sonst wäre die Zeit schlecht für dich, für deine Kandidatur.“ „Für mich?“ fragte der Berner erstaunt, wies den Besuch auf den breiten Lederseffel und klingelte nach dem Diener.

Fortsetzung folgt.